

»Lenz hatte gehofft, noch vor dem Frühstück
geholt zu werden. Seit dem frühen Morgen stand er neben
der Tür und lauschte auf Schritte. Er hörte aber nur den
Wachposten von Spion schlendern und irgendwann
auch in seine Zelle spähen.«

KLAUS KORDON

Krokodil
im
Nacken

BELTZ
& Gelberg

Leseprobe aus Kordon, Krokodil im Nacken,
ISBN 978-3-407-74488-3 © 2023 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74488-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74488-3)

Inhalt

Erster Teil *Inseln*

1. Nicht in Amerika 9
2. Zwölf Uhr mittags 21
3. Stimmen 47
4. Wer ist wer? 68
5. Zum Ersten Ehestandsschoppen 88
6. Drei taube Nüsse 122
7. Cia-Cia-Cia-Cio 133
8. Der Tag X 169
9. Bruder Fischherz 189
10. Straßen 199
11. Götter und Eichhörnchen 215
12. Kein Wunschkonzert 250
13. In der Silvesternacht 270
14. Lonesome Rider 292
15. Die halbe Stadt 307

Zweiter Teil *Das Glück*

1. Neckermänner 349
2. Bescherung 389
3. Von Zauberhand 421
4. Heller als die Sonne 458
5. Im Schnee 489

6. Trockenübungen 515
7. Paukenschläge 542
8. Papier ist geduldig 559
9. Schmetterlinge 585
10. Winnetou 614
11. Fotos 650

Dritter Teil *Eine Farce*

1. Verteilte Rollen 661
2. Schiete am Schuh 683
3. Gesichter und Geschichten 713
4. Nicht Buchenwald 736
5. Fünf Minuten 764

Notwendige Nachbemerkung 791

Nachwort zur Neuauflage 797

Erster Teil *Inseln*

1. Nicht in Amerika

Lenz hatte gehofft, noch vor dem Frühstück geholt zu werden. Seit dem frühen Morgen stand er neben der Tür und lauschte auf Schritte. Er hörte aber nur den Wachposten von Spion zu Spion schlendern und irgendwann auch in seine Zelle spähen. Später vernahm er das Schmatzen von Gummirädern auf Linoleumfußboden. Das Geräusch wurde lauter und lauter, leise Stimmen drangen zu ihm, und er begriff, dass der gummi-bereifte Wagen, der da offenbar von Zelle zu Zelle geschoben wurde, irgendetwas lieferte. War schon Frühstückszeit?

Der Wagen wurde auch vor seine Zellentür geschoben, die Klappe ging. »Schüssel«, sagte eine Stimme. Ein Gesicht war nicht zu sehen.

Lenz reichte die blaue Plastikschiessel hinaus, und vier dicke, dünn mit Marmelade bestrichene, zu Klappstullen aufeinander gepappte Brotscheiben wurden hineingeworfen.

»Becher.«

Er hielt den weißen Plastikbecher hin und erspähte einen Uniformärmel und eine Hand, die aus einer großen Kanne heißen Muckefuck in den Becher goss. Danach wurde die Klappe wieder geschlossen.

Die Brote rührte Lenz nicht an, von dem Kaffeersatz, einer schlimm stinkenden Lorke, nahm er nur einen kleinen Schluck. In der vergeblichen Hoffnung, das heiÙe Getränk würde ihm gut tun. Gleich darauf lauschte er erneut.

Eine Weile war alles still, dann war wieder das Schmatzen der Gummiräder zu hören. Die Frühstücksreste wurden abgeholt.

Die Klappe ging. »Sie haben nichts gegessen?«

»Wie Sie sehen.«

Die Schüssel wurde über einem Plastikeimer ausgekippt, die Klappe geschlossen und der Wagen weiterschoben, bis die Gummiräder nicht mehr zu hören waren. Nun war wieder alles still. Lenz lehnte sich an die mit beiger Lackfarbe gestrichene Wand und schloss die Augen. Ruhig bleiben! Vielleicht wollen sie das ja gerade, du sollst nervös werden, damit du leichter zu handhaben bist ...

Doch dann wurde es plötzlich sehr laut, Schritte hallten, Riegel klirrten, Schlüssel rasselten. Lenz konnte sich nicht mehr beherrschen und begann in der Zelle auf und ab zu rennen, von der Tür zu den Glasziegelsteinen, die das Fenster ersetzten und hinter denen schemenhaft das Gitter zu erkennen war, und zurück. Acht kurze Schritte hin, acht kurze Schritte her. Die berühmten acht Schritte! Langte er an der Tür an, lauschte er jedes Mal. Näherte sich aber jemand seiner Zelle, hörte er schon bald, wie derjenige sich wieder entfernte. Andere Zellentüren wurden geöffnet.

Hatten sie ihn vergessen? Waren sie nicht neugierig auf ihn? War er ein so kleines Licht?

Als dann am späten Vormittag, auf dem Flur war längst Ruhe eingekehrt, sich mit einem Mal doch noch Stiefel seiner Tür näherten, laut krachend erst der obere und dann der untere Riegel zurückgezogen wurde und der Schlüssel ins Schloss fuhr, erschrak Lenz dermaßen, dass er bis ans Ende der Zelle zurückwich.

Es war der Schließer vom Abend zuvor, der die Zelle betrat, der nicht ganz und gar unfreundliche Feldwebel, der ihm Bettwäsche, Haftkleidung, Seife, Handtuch, Zahnpasta, Zahnbürste und das Plastikgeschirr gebracht hatte; ein Pickelgesicht mit noch sehr jungen Augen. Da er seinen Namen nicht kannte, hatte

Lenz ihn wegen der vielen roten, teilweise erst frisch ausgedrückten Vulkane und Vulkänchen rund um Nase, Stirn und Kinn »Marsmann« getauft.

Der nur mittelgroße Feldweibel blickte in die Runde, als müsste er sich erst davon überzeugen, dass der Untersuchungshäftling Lenz in der zurückliegenden Nacht nichts Unschickliches angestellt hatte, dann befahl er: »Von nun an gilt: Betritt jemand von der Wachmannschaft den Verwahrraum, haben Sie sich ordnungsgemäß zu melden. Ihre Verwahrraumnummer ist die Hundertzwo, der Raum ist für zwei Häftlinge vorgesehen. Wer von der Tür aus rechts schläft, bekommt die Nummer Eins. Sie haben die linke Pritsche gewählt, also sind Sie die Nummer Hundertzwo-Zwo. Das gilt auch für die Zeit, in der Sie in Einzelhaft sind. Wird also die Tür geöffnet, treten Sie so weit wie möglich zurück, legen die Hände an die Hosennaht und melden sich mit Hundertzwo-Zwo. Haben Sie verstanden?«

Lenz nickte nur.

»Ob Sie verstanden haben?«

»Ja.«

»Wie melden Sie sich?«

»Mit Hundertzwo-Zwo.«

»Gut! Singen, Pfeifen, lautes Sprechen ist laut Verwahrraumordnung verboten. Auch dürfen Sie sich tagsüber nicht auf die Pritsche legen. Das ist erst zur Nachtruhe gestattet. Haben Sie das verstanden?«

»Ja.«

»Raustreten.«

Wie er aus der Zelle zu treten hatte, hatte ihm der Marsmann am Abend zuvor, als er ihn zur Effektenkammer und zur kriminalistischen Erfassung führte, schon beigebracht. Er musste sich links von der Zellentür aufstellen – Gesicht zur Wand, die offe-

nen Hände auf dem Rücken – und warten, bis die Tür verschlossen war. Setzte der jeweilige Schließer sich danach in Bewegung, durfte er ihm, Hände auf dem Rücken, im Abstand von drei Schritten folgen.

Wieder musste Lenz die ihm viel zu weite dunkelblaue, ehemalige Volkspolizistenhose auf dem Rücken festhalten, damit sie nicht bis auf die Knöchel runterrutschte; wieder hatte er das Gefühl, in den ihm viel zu großen, groben Wollsocken, die ihm über die schwarzgelben Filzlatschen hingen, zum Puschenheini degradiert worden zu sein; wieder ging es durch den nur schwach beleuchteten, ebenfalls beige gestrichenen Flur mit den schwarzen Riegeln und Schlosskästen an den grauen Zellentüren links und rechts. Alarmleinen aus Klingeldraht zogen sich in Griffhöhe an den Wänden entlang. Sollte der Schließer oder Läufer, der den Gefangenen führte, angegriffen werden, brauchte er nur danach zu greifen und schon würde ein Rollkommando herbeigestürzt kommen.

»Was erwartet mich denn heute?«

»Seien Sie still!«

Das klang zornig. Musste ein Untersuchungsgefangener sich doch denken können, dass auf den Gefängnisfluren nicht gesprochen werden durfte; schon gar nicht in diesem vertraulichen Ton. Hier wurden keine Freundschaften geschlossen, hier wurde verwahrt und verwaltet, ermittelt und bestraft.

»Bleiben Sie stehen!«

Die rote Lampe über der Gittertür, hinter der es nach rechts in einen weiteren Zellenflur ging, war Teil einer Ampelanlage; davor, auf dem Linoleumfußboden, war ein roter Stoppstrich aufgemalt. Vor dieser Markierung musste Lenz stehen bleiben und warten, bis der Marsmann die Ampel betätigt hatte und sicher war, dass keine andere Gefangenenzu- oder -rückführung

ihren Weg kreuzte. Erst danach ging es durch die Gittertür und hundert Meter weiter in das zwischen den Etagen mit Stahlnetzen und an den Seiten mit Gittern gegen etwaige Suizidversuche abgesicherte Treppenhaus hoch, das Lenz bereits vom Abend zuvor kannte, als man diesen Weg mit ihm gegangen war, um ihm die Fingerabdrücke abzunehmen und von allen Seiten Fotos von ihm zu schießen. Fürs Verbrecheralbum.

Auch im Treppenhaus sorgte sich der Marsmann vor einer zufälligen Begegnung mit einem anderen Pärchen. Immer wieder ließ er einen seiner Schlüssel am Treppengitter entlangschnarren oder rasselte mit dem Schlüsselbund. Ansonsten liefen sie durch ein Totenhaus, überall tiefste Stille.

Zwei Stockwerke höher ging es durch eine schwere Stahltür in einen ebenso stillen, einem Hotelgang ähnelnden Flur hinein. In der Mitte ein roter Läufer, rechts und links hell gestrichene Türen mit schwarzen Ziffern, aber ohne Namensschilder. Vor einer der Türen blieb der Marsmann stehen und wies Lenz an, sich davor wie vor seiner Zellentür aufzustellen: Gesicht zur Tür, Hände auf dem Rücken. Er wartete, bis Lenz die verlangte Position eingenommen hatte, dann klopfte er, schob den Kopf in den Türspalt, flüsterte irgendwas und öffnete die Tür schließlich ganz.

Lenz durfte eintreten und wurde angewiesen, auf dem Hocker in der äußersten Ecke neben der Tür Platz zu nehmen. So blieb zwischen ihm und den beiden Tischen, die den kleinen Raum fast zur Hälfte füllten, ein größerer Abstand.

Hinter dem Schreibtisch saß ein junger Mann, der Lenz neugierig anblickte. Kastanienbraunes, lockiges Haar, mittelgroße Knabenfigur, schmaler Kopf, braune Knopfaugen, nicht älter als Mitte zwanzig. Ein Klassensprecheresicht! Der Typ, den die netten Mädchen und die bequemen Lehrer bevorzugen; keiner,

mit dem ein Manfred Lenz sich angefreundet hätte, aber auch kein Unsympath.

Der Klassensprecher gab dem Marsmann zu verstehen, dass er gehen konnte, dann musterte er Lenz, bis der den Kopf abwandte.

Links vom Schreibtisch, unter dem wie immer ein wenig zu bunten, farbigen Honecker-Porträt, standen ein niedriges Schreibmaschinentischchen mit abgedeckter elektrischer Schreibmaschine und ein nicht sehr hoher, dunkelbraun gespritzter Panzerschrank, gleich daneben verriet ein mit Stores verhängtes, vergittertes Fenster, dass draußen die Septembersonne schien. Auf dem etwas kleineren, quadratischen Tisch direkt vor dem Schreibtisch gähnte ein großer, leerer, sauber gewischter Aschenbecher, rechts an der Wand erhob sich ein zweitüriger Schrank, auf dem ein paar Bücher und Aktenordner abgestellt waren. Neben dem Schrank führte eine Tür in ein Nachbarzimmer.

»Nun?«, kam es mit heller, spöttischer Stimme. »Sind wir wieder zu Hause angelangt?«

»Zu Hause ist vielleicht ein wenig übertrieben.«

Zum ersten Mal trafen sich ihre Blicke – und die Fronten waren abgesteckt: Zwei junge Männer, beide voller Vorurteile, würden um ihre Wahrheit ringen wie zwei verliebte Burschen um das schönste Mädchen und ahnten doch schon, dass jeder nur nach seinen eigenen Regeln siegen konnte.

»Wissen Sie denn überhaupt, wo Sie sich hier befinden?«

»In einer Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit.«

»Genauer wissen Sie nicht?«

Genauer wusste Lenz nicht. Er war erst tags zuvor mit einer von der Stasi gecharterten *Interflug*-Maschine aus Sofia aus-

geflogen worden, zusammen mit sechzig, siebzig anderen in Bulgarien Festgenommenen. Am Flughafen Schönefeld waren sie in grün gespritzte, fensterlose *Barkas*-Kleintransporter geladen worden, die in jeweils vier oder fünf enge Verschlüge unterteilt waren. In diesen düsteren Kammern, in denen, wer über eins sechzig war, ständig die Arme anwinkeln musste, waren sie forttransportiert worden; wohl jeder in seinen Heimatbezirk zurück. Nur die Berliner blieben in der Stadt. Aber wohin, in welchen Teil der Stadt hatte man sie gebracht?

»Na, Sie müssen ja nicht alles wissen.« Der Klassensprecher lächelte, legte sich ein Formular zurecht und begann Lenz' Personalien aufzunehmen.

Lenz antwortete mit gespielter Gelassenheit. Dass sie ihm nicht sagten, wo er sich hier befand, sollte ihn doch nur verunsichern. Genauso wie die zu große Hose, die Socken und Puschen an seinen Füßen, dieser Hocker, der verhinderte, dass er sich zurücklehnen konnte, und vielleicht auch der Aschenbecher, der ihn mit hämischer Freude daran erinnerte, dass er nichts zu rauchen hatte.

Sein Gegenüber tat, als langweilte ihn diese Prozedur. Du, mein Lieber, sollte das wohl heißen, bist für mich nur einer von den vielen Dummköpfen, die auf die Parolen des Klassenfeindes hereingefallen sind. Ein Verirrter, eine unfertige Persönlichkeit. Wenn du klug bist, kooperierst du; ansonsten sehe ich schwarz.

Und du?, versuchte Lenz mit stummer Miene zu antworten. Was bist du denn für einer? Ein Büttel, der sich nur hochdienen will. Doch es erforderte viel Kraft, den Selbstbewussten zu spielen, auf diesem Häftlingshocker und in diesen Klamotten, die ihn zum komischen Vogel machten, und mit all der Sorge um Hannah und die Kinder im Herzen. Er suchte nach einem Ret-

tungsanker, irgendetwas in diesem Raum, an dem er sich festhalten und vielleicht sogar aufrichten konnte. Sein Blick blieb an dem Honecker-Porträt hängen. Erich anschauen und nicht belustigt sein war unmöglich. Ein Gesicht, trocken wie ein Fuz; nichts als Brille und enger, verkniffener Mund; Farbfoto eines Farblosen.

Der Klassensprecher schloss die Feststellung der Personalien ab und nannte Lenz die Paragraphen, deren Übertretung seine Frau und er sich nach Ansicht der Staatsanwaltschaft schuldig gemacht hatten. Erstens Paragraph 213, Absatz 1 und 2 des Strafgesetzbuches: ungesetzlicher Grenzübertritt in schwerem Fall; zweitens Paragraph 100, Absatz 1: Aufnahme von staatsfeindlichen Verbindungen.

Lenz versuchte seine Bestürzung zu verbergen. Den Vorwurf des versuchten illegalen Grenzübertritts hatte er erwartet. Aber wieso »schwer«? Und zu welchen Staatsfeinden sollten Hannah und er Verbindung aufgenommen haben?

Der Klassensprecher sah ihm dennoch an, was in ihm vorging. »Sie hätten zuvor mal die Gesetze studieren sollen«, freute er sich. »Wer Grenzanlagen beschädigt, Gruppen bildet, gefährliche Gegenstände mit sich führt, im Wiederholungsfall den Grenzdurchbruch versucht oder ihn mit falschen Pässen erzwingen will, hat sich nun mal des schweren Grenzdurchbruchs schuldig gemacht. Höchststrafe acht Jahre. Und in Ihrem Fall treffen mindestens zwei der genannten Tatbestände zu.«

Sag nichts dazu, Manne! Sieh ihn dir nur an, diesen netten jungen Mann, der da so eifrig seinen Staat vertritt.

»Wie darf ich Ihr Schweigen deuten? Wollen Sie sich dazu nicht äußern?«

»Ich bin bereit, mich zu allem zu äußern. Ich würde nur gern vorher einen Rechtsanwalt sprechen.«

Wieder ein Grinsen. »Sie haben zu viele amerikanische Filme gesehen. Sie sind hier aber nicht in Amerika. Erst wird das Ermittlungsverfahren abgeschlossen, dann können Sie einen Rechtsanwalt hinzuziehen.«

Nur ein Bluff? Oder ging es hier wirklich so zu? »Unter diesen Umständen verweigere ich die Aussage.«

»Und wie lange wollen Sie das durchhalten? Wenn Sie nicht mitarbeiten, lasse ich Sie sofort in Ihren Verwahrraum zurückbringen. Irgendwann – und sollte es nach Monaten oder Jahren sein – werden Sie klüger geworden sein.«

»Sie haben mir noch keinen Haftbefehl gezeigt.«

»Keine Angst! Den werden Sie schon noch zu sehen bekommen. In Kleinigkeiten sind wir sehr genau.«

Ein Blick zu Honecker hoch. Gefällt dir das, Erich? Warst doch auch mal Häftling, macht es Spaß, uns zuzusehen?

»Jetzt sind Sie beeindruckt, was?« Der Klassensprecher spielte mit seinem Kugelschreiber. »Seien Sie doch vernünftig, Mann! Die Strafprozessordnung garantiert Ihnen das Recht auf aktive Mitwirkung am Strafverfahren. Aber natürlich müssen Sie dieses Recht auch wahrnehmen wollen, indem Sie bereit sind, umfassend und zusammenhängend auszusagen.«

Jemand klopfte. Der Klassensprecher stand auf und öffnete die schalldämmend gepolsterte Tür, die nach innen aufging, so dass Lenz den, der nun dem Klassensprecher etwas zutuschelte, nicht sehen konnte.

Die Septembersonne hinter dem Fenster. Diese Helligkeit! Lenz spürte, wie sich alles in ihm zusammenzog. Er hatte darauf vertraut, einen Rechtsanwalt sprechen, sich beraten lassen zu dürfen. Nun war er ganz und gar auf sich selbst gestellt, musste sein eigener Berater sein ...

Die Tür wurde geschlossen, die Vernehmung ging weiter.

»Sie sollten auch an Ihre Kinder denken. Es hängt ganz von Ihnen ab, wann Sie sie wiedersehen.«

»Wo sind meine Frau und die Kinder denn überhaupt? Wo haben Sie sie hingebacht?« Verdammt, das hatte schuldbewusst, vielleicht sogar weinerlich geklungen, und solche Töne hatte er doch vermeiden wollen ...

Der Klassensprecher schüttelte den Kopf. »Sie, der Sie uns so wenig entgegenkommen, verlangen von uns Auskünfte?«

»Muss ich erst ein paar Verbrechen gestehen, bevor Sie mir sagen, was Sie mit meiner Frau und meinen Kindern gemacht haben?«

»Was soll das denn heißen?« Jetzt wurde er zornig, der nette junge Mann mit dem lockigen Haar. »Bei uns muss niemand eine Tat gestehen, die er nicht begangen hat. Und die Unterstellung, wir hätten mit Ihrer Frau und Ihren Kindern irgendwas ›gemacht‹, verbitte ich mir. Sie allein haben Ihre Familie ins Unglück gestürzt. Ist Ihnen das immer noch nicht klar geworden?«

Das Fenster, der schöne Spätsommertag! Lenz hätte so gern über alles geredet. Doch es ging ja nicht nur um ihn, es ging auch um Hannah und die Kinder. Vor allem um die Kinder! »Ich bleibe dabei. Lassen Sie mich einen Rechtsanwalt kontaktieren und ich bin bereit auszusagen.«

»Na, dann müssen wir das wohl so ins erste Protokoll aufnehmen.«

»Bitte.«

Es dauerte nicht lange, dann war dieses erste, per Hand geschriebene Protokoll zu Papier gebracht. Lenz betrachtete einen Moment lang die noch nicht sehr ausgereifte Handschrift seines Vernehmers, dann unterschrieb er. Die letzten beiden Sätze lauteten: »Dieses Protokoll entspricht in allen Teilen der Wahrheit.

Meine Worte sind darin richtig wiedergegeben.« Eine Floskel! Er hatte nichts ausgesagt, wie sollten seine Worte falsch wiedergegeben sein?

Auch der Klassensprecher unterschrieb das Papier. Dabei schirmte er mit der linken Hand die rechte ab, damit Lenz seinen Namen nicht lesen konnte. Schien eine Art ungeschriebenes Gesetz zu sein: Keinen einzigen Namen sollst du erfahren, nicht von den Wachmannschaften, nicht von den Vernehmern. Aber na klar: Anonymität verunsichert! Und kommst du irgendwann hier raus, kannst du nur Typen beschreiben.

Ein Griff zum Telefonhörer, ein paar Worte gemurmelt, und nur wenige Minuten später klopfte ein kleiner, kugelhäutiger Unterfeldwebel mit schütterem Oberlippenbärtchen, um Lenz mit mürrischem Gesicht hinauszuwinken.

Sollte er sich verabschieden? Oder schickte sich das an einem solchen Ort nicht?

Lenz beschloss, auf jede Grußformel zu verzichten. Er erhob sich, als hätte er in der vergangenen Stunde einem leeren Schreibtisch gegenübergesessen, und folgte dem eiligen Kugelhäutigen durchs Treppenhaus und die Zellenflure in seine Zelle zurück. Die beiden Riegel schnappten, zweimal der Schlüssel herumgedreht und er war wieder mit sich allein.

Stille umfing ihn, ihm wurde kalt. Am Abend zuvor, aus bulgarischen Gefängnissen zurücktransportiert, hatte er in dieser Zelle für kurze Zeit aufgeatmet. Welch ein Luxus! Etwa dreieinhalb mal zweieinhalb Meter Raum, hell gestrichene Ölsockelwände, Linoleumfußboden, Neonröhre an der Decke! Links von der Tür ein sauberes Spülklosett, gleich daneben ein Waschbecken mit fließend kaltem und warmem Wasser, zwischen den beiden Holzpritschen mit jeweils drei aufeinander gestapelten Matratzenteilen und zwei Stoffdecken ein schmaler Gang zum

Auf- und Abgehen. In Bulgarien war den Untersuchungshäftlingen nicht so viel »Komfort« zugebilligt worden.

Noch immer die Hände auf dem Rücken, trat er an die fenstergroße Mauer aus Glasziegelsteinen. Was für eine Schikane! Nirgendwohin darf dein Blick schweifen; kein Stückchen Himmel, kein anderes Zellenfenster sollst du zu sehen bekommen. Klappe zu, Affe tot; hier bist du eingesperrt wie der Maikäfer in der Zigarrenkiste.

Über den Glasziegelsteinen befand sich eine ins Mauerwerk eingelassene Belüftungsklappe. Lenz hatte sie die ganze Nacht und auch den Vormittag über offen gelassen, so sehr hatte es ihn nach frischer Luft gedürstet. Jetzt schloss er sie.

Unterhalb der Glasziegelsteine, hinter einem engmaschigen Gitter, war ein Heizkörper angebracht. Davor standen ein schmales Tischchen und zwei Hocker, alles mit gelbem Kunststoff bezogen. Er setzte sich auf einen der Hocker, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und blieb lange so sitzen. Bis er es irgendwann nicht mehr aushielt, aufsprang und erneut in der Zelle auf und ab zu laufen begann. Acht kurze Schritte hin, acht kurze Schritte zurück; vom Tischchen unterhalb der Glasziegelsteine bis zur Tür und von der Tür zurück zum Tischchen.

2. Zwölf Uhr mittags

Sie waren am Abend losgefahren. Nachmittags hatte Lenz, um Zeit und Nervosität totzuschlagen, im Fernsehen noch die Eröffnung der Münchener Olympiade mitverfolgt, nach dem Abendessen hatten sie die Tür hinter sich abgeschlossen. Das hatte wehgetan, denn es hatte für immer sein sollen. Die Kinder aber waren stolz. So spät am Abend gingen sie noch auf eine so weite Reise? Sie hatten gelacht und gestrahlt.

Auf dem Ostbahnhof wartete schon der Expresszug. Die Familie Lenz, die so dicht an der Grenze nach WestBerlin wohnte, dass der eine oder andere westliche Schornstein zum Greifen nah erschien, trat eine Reise durch halb Europa an – nur um auf die andere Seite dieser Grenze zu gelangen? Ein Umweg, über den sie sich zuvor oft lustig gemacht hatten, der ihnen aber nun ein wenig unheimlich vorkam. Immer wieder mussten sie einander Mut machend zulächeln.

Durchs sommerlich warme, im Abendrot dämmernde Berlin, das mitternächtliche Dresden, das frühmorgendliche Prag und das schon am Vormittag schwülheiße Budapest ging es und danach lange an der lehmig braunen Donau entlang. Bis sie endlich Bukarest erreicht hatten. Hier, in dieser staubig-trockenen, ihnen mal grau und trübe und mal licht und warm erscheinenden Stadt hatten sie mehrere Stunden Aufenthalt; Zeit, die sie nutzten, um durch viele ärmlich wirkende, zumeist jedoch sehr belebte Straßen und über bemitleidenswert karge Marktplätze zu spazieren, den Kindern Eis und Limonade zu kaufen und vor der Weiterfahrt im Bahnhofsrestaurant etwas Warmes zu essen. Am

Abend bestiegen sie dann den Zug nach Burgas; eine zweite Nachtfahrt lag vor ihnen.

In Russe kontrollierten erst rumänische, dann bulgarische Grenzbeamte ihre Papiere. Auf die Frage »Wohin?« machte Lenz beide Male nur Schwimmbewegungen. Es wurde gelacht: Ja, Sommer, Sonne, Strand – Ferien! Und natürlich wurden Silke und Micha gestreichelt, die, aus dem Schlaf geweckt, eher mürrische Gesichter machten. Ihre Begeisterung über die weite Reise war längst verflogen.

Bei der zweiten Kontrolle, als die bulgarischen Grenzbeamten ihre Papiere durchblättern, kam Lenz der erste Verdacht: Ließen diese beiden Laurel-und-Hardy-Typen sich nicht etwas zu viel Zeit? Studierten sie ihre Gesichter nicht viel aufmerksamer als notwendig? Wiederholten sie ihre Namen nicht ein paar Mal zu oft?

Er beruhigte sich damit, dass ja noch nichts passiert war. Sie machten Ferien an der Schwarzmeerküste; wohin sie am Ende weiterreisen würden, stand ihnen nicht ins Gesicht geschrieben. Sie wussten ja selbst noch nicht, ob sie tun würden, was sie vorhatten.

Zwölf Uhr mittags waren sie in Burgas. Highnoon am Schwarzen Meer! Silke und Micha, die sich für Berge und Landschaften längst nicht mehr interessiert hatten, jetzt standen sie wieder am offenen Fenster und hielten mit ungeduldigen Augen nach Franziska Ausschau; freuten sich auf ihre Tante Fränze, die sie am Bahnhof abholen wollte. Doch die sonnenüberfluteten Bahnsteige waren leer. Kein anderer Zug war eingetroffen oder stand zur Abfahrt bereit; niemand wartete auf irgendwen.

»Da stimmt was nicht.« In Hannah schlug Angst hoch und auch Lenz verspürte Beklemmung. Dieses unguete Gefühl, das ihn seit Russe nicht mehr verlassen hatte – hatte er sich also

doch nicht getäuscht, war es kein Zufall, dass sie, seit der Zug das letzte Mal gehalten hatte, die einzigen Fahrgäste in diesem Waggon waren? Er ergriff die Koffer und Hannah nahm die Taschen, und so liefen sie, die Kinder in ihrer Mitte, dem Ausstieg zu. Hastig drückte er den Türriegel herunter – doch die Tür ließ sich nicht öffnen.

»Was ist?« In Hannahs Gesicht stand das blanke Entsetzen und auch die Kinder blickten verstört.

»Die Tür klemmt! Weiter nichts.« Er hastete den Gang zurück, auf den linken Ausstieg zu – und da stand es schon, ihr Empfangskomitee: ein etwa vierzigjähriger, grau melierter, schönheitspreisverdächtiger Bilderbuchbulgare und sein im Dienstrang sicher zwei, drei Stufen niedriger einzuschätzender, schon etwas älterer, ziemlich fetter und deshalb stark schwitzender Begleiter.

»Manfred?«, fragte der Bilderbuchbulgare freundlich.

Lenz konnte nur nicken. Woher kannte der seinen Namen? Und wieso sprach er ihn mit dem Vornamen an?

»Bitte, kommen Sie mit.« Der schöne Bulgare, der lange Zeit in Deutschland gelebt haben musste, so akzentfrei war sein Deutsch, nahm Lenz die Koffer ab, sein fetter Assistent schnappte sich Hannahs Taschen.

»Was soll denn das? Was wollen Sie von uns?« Mehr brachte Lenz nicht heraus.

»Sie möchten bitte mitkommen. Und Ihre Familie auch.«

»Aber wieso denn? Wer sind Sie überhaupt?«

»Keine Fragen!«

Zwei Worte, ganz sachlich ausgesprochen, auf Lenz wirkten sie wie ein Schuss. Seine letzte, ohnehin nur schwache Hoffnung, diese beiden könnten von Fränze geschickt worden sein, löste sich in nichts auf.

»Weshalb gehen wir mit denen mit? Wo bringen die uns hin?« Hannah, an der einen Hand Silke, an der anderen Micha, wurde immer bleicher.

Lenz schüttelte nur den Kopf. Er wusste ja auch nicht mehr. Und hätten sie denn etwa weglaufen sollen?

Sie wurden zu einem Kleinbus gebracht, der vor dem Bahnhof parkte, und der Bilderbuchbulgare befahl ihnen einzusteigen. Silke, die Große, bald Neunjährige, nun ahnte sie etwas. »Ich will da nicht rein«, protestierte sie laut. »Wir dürfen doch gar nicht weg. Wir müssen doch auf Tante Fränze warten.« Micha, erst fünf, blickte nur scheu in die Runde.

Es vergingen nur wenige Minuten, in denen Lenz versuchte, seine Gedanken zu ordnen und gleichzeitig die noch immer aufgeregte Silke zu beruhigen, da wurde er schon wieder herausgewunken aus diesem Zwölfsitzer. Er verabschiedete sich nicht, dachte, es ginge allein darum, etwas aufklären zu müssen; ein Missverständnis vielleicht. Deutsche Touristen namens Manfred gab es sicher viele, konnte es sich denn trotz Franziskas Abwesenheit nicht auch um eine Verwechslung handeln? Sie waren ja noch über zweihundert Kilometer von der bulgarisch-türkischen Grenze entfernt, wie konnte man sie da bereits verhaften? Erst als er in dem PKW Platz genommen hatte, der neben dem Bus bereitstand, und gleich darauf der Motor angelassen wurde, begriff er. Er wollte aufbegehren, sich gegen die Trennung von Hannah und den Kindern wehren, sah dann aber ein, dass er damit nichts ändern konnte, und drehte sich nur noch schweigend nach ihnen um.

Silkes weit aufgerissene Augen! »Mein Papi!«, gellte ihre Stimme über den Bahnhofsvorplatz. »Wo bringen die meinen Papi hin?« Micha, der sich an Hannah festklammerte, begriff

noch immer nichts, kuckte nur und kuckte. Hannah hob die Hand, als wollte sie irgendetwas abwehren oder ihn festhalten, doch da fuhr der PKW schon an und die Gesichter im Bus wurden kleiner und kleiner und verblassten schließlich ganz.

Es wurde nur eine kurze Fahrt. Ein paar sonnendurchflutete alte Gassen, einmal eine salzig-warme Brise vom nahen Meer, die durchs offene Fenster wehte, dann hielt der Wagen in einem von mehreren niedrigen, hell gestrichenen Gebäuden umsäumten Hof. Lenz wurde befohlen auszusteigen, und die drei Männer, die ihn begleiteten, führten ihn in eines der Gebäude. Eine schwere Tür fiel hinter ihm zu und noch eine.

In einem kleinen, an ein Wachbüro erinnernden Raum musste er Portemonnaie und Papiere, Gürtel, Uhr und Schnürsenkel abliefern. Er stellte Fragen, man deutete ihm an, dass man kein Deutsch verstand. Er wollte weiterfragen, verkniff es sich aber: Wozu sich lächerlich machen?

Als er alles abgeliefert und einen Zettel unterschrieben hatte, auf dem in bulgarischer Schrift seine beschlagnahmten Habseligkeiten aufgezählt waren, führte ihn ein uniformierter Beamter einen langen, feuchtwarmen, nur schwach beleuchteten, muffig stinkenden Kellergang hinunter. Es schnürte Lenz die Kehle zu, nur wie mechanisch ging er mit. Alles in ihm strebte zurück, ans Licht, an die Luft, raus aus diesen Katakomben. »Ich will einen Rechtsanwalt sprechen«, verlangte er mit heiserer Stimme. »Haben Sie verstanden? Einen Rechts-an-walt!« Der Uniformierte, ein gemütlich in sich hinein lächelnder, schon etwas älterer Schwejk mit Äuglein wie Holunderbeeren, nickte nur freundlich. Lenz aber wusste noch nicht, dass Nicken in Bulgarien nichts anderes als Nein bedeutete und dieser Schwejk damit wohl nur ausdrücken wollte, dass er kein Deutsch verstand. »Sofort!«, füg-

te er in nachdrücklichem Tonfall hinzu und erntete erneut ein freundliches Kopfnicken.

Da nahm ihm die Angst die Luft. Um Zeit zu gewinnen, bat er, auf die Toilette geführt zu werden.

Das Wort »Toilette« verstand der bulgarische Schwejk. Er führte Lenz in einen übel stinkenden Raum mit Löchern zum Hineinschießen in den Fliesen – den Lenz von Freunden angekündigten berühmt-berüchtigten bulgarischen Hockklos – und einer geteerten Pissrinne, an die Lenz sich schließlich stellte, die Augen schloss und gegen die Lähmung ankämpfte, die ihn erfasst hatte. Er verspürte keinen Harndrang; es war eine alberne Flucht vor der Wirklichkeit, die er da angetreten hatte. Als könnte er mit diesen zwei Minuten Atempause irgendetwas abwenden.

Wieder versuchte er, seine Gedanken zu ordnen: Wieso hatte man sie jetzt schon verhaftet? Wo war Fränze? Und wie sollte nun alles weitergehen? Verdammt noch mal, er musste einen Anwalt sprechen! Irgendwann musste doch mal jemand kommen, der Deutsch konnte. Vielleicht dieser Bilderbuchbulgare ... Doch was, wenn die keinen Anwalt riefen? Sollte er verlangen, die Botschaft sprechen zu dürfen? Aber welche? An die westdeutsche würden ihn die Bulgaren kaum vermitteln und was durfte er denn von irgendwelchen DDR-Behörden erwarten? Und Hannah und die Kinder, was sollte inzwischen aus ihnen werden, wo würde man sie hinbringen? Etwas auch in ein Gefängnis?

Der Schwejk hinter ihm ahnte, wie ihm zumute war. Begütigend redete er auf ihn ein. Lenz hatte in der Schule Russisch gelernt und Bulgarisch war eine verwandte Sprache, dennoch verstand er nur ein einziges Wort: »Tualet« – Toilette. Wollte der ihm sagen, dass er nicht ewig auf der Toilette bleiben konnte?

Weiter ging es den Kellergang hinab, bis das unebene, an mittelalterliche Verliese erinnernde Mauerwerk sich nach links und rechts öffnete und schwere, graue Zellentüren sichtbar wurden. Der Schwejk stieß einen Schlüssel in das Schloss einer der Türen und zog einen mächtigen Riegel zurück. Knarzend öffnete sich die Tür und im trüben Dämmerlicht einer nur schwach funzelnden, über der Zellentür angebrachten Glühbirne starteten drei kahlköpfige und bis auf ihre schmutzigen Unterhosen nackte Männer Lenz entgegen. Der Schwejk wies hinein, Lenz machte zwei, drei Schritte – und die Tür fiel hinter ihm zu. Er hörte, wie der Riegel vor die Tür geschoben wurde, hörte den Schlüssel im Schloss und konnte sich vor Entsetzen kaum rühren. Wo war er hier? Das war doch kein Gefängnis, das war ein Ort der Verdammnis. Hausten hier unten so gemeingefährliche Verbrecher, dass man sie wie Tiere halten musste?

Er wagte nicht, sich den drei ihm irr erscheinenden Gestalten zu nähern, lehnte sich nur an das grob verputzte Mauerwerk und sah sie an. Die drei jedoch traten auf ihn zu, gaben ihm nacheinander die Hand, lächelten freundlich und zeigten auf die beiden Matratzen, das einzige Mobiliar in diesem fensterlosen Verlies.

Er sollte sich hinsetzen? Vorsichtig folgte Lenz der Einladung und sie hockten sich neben ihn und stellten sich ihm vor. Aufatmend erfuhr er, dass man ihn nicht mit irgendwelchen Psychopathen zusammengesperrt hatte. Kahl geschoren waren die drei, weil das in bulgarischen Gefängnissen aus hygienischen Gründen so üblich war, in Unterhose liefen sie herum, weil ein Mehr an Kleidung in dieser schwülheißen, muffigen Zellenhitze nicht auszuhalten war. Durch das kleine Belüftungsloch unterhalb der Zellendecke drang längst nicht genügend Sauerstoff in diese völlig überbelegte Zweierzelle.

Immer noch freundlich lächelnd bedeuteten sie ihm, dass es das Beste sei, wenn er ihrem Beispiel folgte. Er nickte, zog aber erst mal nur das Hemd aus.

Die beiden älteren Männer, erfuhr Lenz dann, waren Bulgaren. Nentscho, der an einen hakennasigen Hollywood-Piraten erinnerte, hatte ein volkseigenes Restaurant geleitet, wie er dem Neuankömmling in gebrochenem Deutsch verständlich machte. »Restaurant Perla, du wissen? Schön Restaurant, groß Restaurant!« In Untersuchungshaft saß er, weil die staatliche Aufsichtsbehörde dahinter gekommen war, dass der stolze Nentscho in seinem schönen, großen Restaurant mehr in die eigene Tasche als in die des Staates gewirtschaftet hatte. Seinen schweigsamen, bartstoppeligen, düster blickenden Landsmann Stojan mit den weit hervorstehenden Rippen hatte eine Dreiecksgeschichte hierher gebracht: zwei Männer, eine Frau. Zum Schluss, so Nentscho, hätten beide Männer zum Messer gegriffen. Nun liege der andere schon seit Wochen im Krankenhaus, und erst wenn er verhandlungsfähig sei, würden beide Nebenbuhler vor Gericht gestellt.

Der dritte Kahlkopf war ein kindergesichtiger junger Tscheche. Er hieß Josef, wollte aber nur Pepek gerufen werden. »Wie von Mutter.«

Auch Pepek verstand drei Wörter Deutsch. So schaffte er es, mit Händen und Füßen und vielen Grimassen Lenz seine Geschichte zu erzählen. Er hatte eines Nachts über die bulgarisch-türkische Grenze kriechen wollen und war dabei festgenommen worden. Sein Ziel war die Mutter in München, die dort auf ihn wartete; der Vater, bei dem Pepek nach der Trennung der Eltern geblieben war, lebte nicht mehr. Mit der Hand einen Flieger aufsteigen lassend, deutete Pepek an, dass seine Mutter irgendwann, als er noch ganz klein war, von ihm fortgeflogen sei. Gleich da-

rauf ließ er mit derselben Hand Tränen aus seinen Augen perlen, um deutlich zu machen, wie sehr seine Mutter seither darunter litt, von ihm getrennt zu sein. Doch er lachte dabei, als glaubte er weder seiner Mutter noch sich selbst.

Pepék schwärmte von den Beatles, *Coca-Cola* und *Bravo*-Heften und vermutete, dass es ähnliche Interessen und Wünsche waren, die Lenz in diese Zelle geführt hatten. Lenz musste ihm lebhaft widersprechen. Wusste er denn, was dieser fröhliche Bursche mit der runden Nase und den neugierigen Augen und die beiden neben ihm auf den Matratzen hockenden Bulgaren weiter erzählten? Stand ja in jedem billigen Krimi, dass Häftlinge gern versuchten, sich bei denen, die sie festhielten, mit allen möglichen Informationen freizukaufen. »Meine Frau, die Kinder und ich, wir waren ja gerade erst angekommen«, beteuerte er. »Keine Grenze weit und breit, keine Flucht! Es muss sich um einen Irrtum handeln.«

Die drei machten verständnisvolle Gesichter: Ein Irrtum! Natürlich! Wer war denn so dumm, sich gleich nach seiner Verhaftung schuldig zu bekennen?

Pepék schien gern über sich selbst zu sprechen. Nur an seiner eigenen Ungeschicklichkeit habe es gelegen, dass seine Flucht misslungen war, bekannte er in einer seltsamen Mischung aus Trauer und Stolz. Er, Pepék Ružicka von der Prager Kleinseite, wo ja bekanntlich die klügeren Prager lebten, hätte eben pffiffiger vorgehen müssen. Wie hatte er nur einfach loskriechen können! Als ob des Nachts alles möglich sei! Und das auch noch ausgerechnet dort, wo alle drei Meter ein Grenzer stand. Nein, nein, nein, niemand trug Schuld an seinem Unglück, nur er selbst. Doch wollte er daraus lernen, das nächste Mal fingen sie ihn nicht.

Inzwischen hatte auch Lenz sich bis auf die Unterhose aus-

gezogen und Hose und Hemd, Schuhe und Strümpfe an das Kopfende der beiden Matratzen gelegt, die den Fußboden des schmalen Raumes fast zur Gänze bedeckten. Dort lagen auch die Kleider seiner drei Mithäftlinge; woanders wäre kein Platz dafür gewesen. Der Schweiß rann an ihm herab, er atmete schwer, und hin und wieder nickte er, zum Zeichen dafür, dass er Nentscho oder Pepek verstanden hatte. In Wahrheit war in ihm alles taub. Er hörte zu und wusste, dass es pure Wirklichkeit war, dass er hier unten, in diesem stickigen Loch, zwischen diesen drei ihm noch vor wenigen Minuten völlig unbekanntem Männern saß, dennoch war ihm, als spielte er nur eine Rolle in einem schlecht ausgedachten, völlig unlogischen Theaterstück und beobachtete sich dabei selbst.

Als es nichts mehr zu erzählen gab, legte Pepek sich quer vor die Tür, weil unter der Zellentür ein klein wenig kühlere, wenn auch nicht frischere Luft in die unerträglich heiße Zelle drang. Dabei drückte er den Mund an den Spalt unter der Tür, als sauge er an einer Wasserpfeife, und zwinkerte Lenz ein ums andere Mal listig zu, als wollte er ihm anraten, es ihm gleichzutun.

Gleich hinter Pepeks Kopf, links neben der Tür, stand ein grüner Plastikeimer mit Deckel: ihr Urinal. Stojan hatte bereits hineingeschiffert und Nentscho ebenfalls und irgendwann würde auch er, Lenz, sich nicht mehr genießen. Rechts von der Tür, zu Pepeks Füßen, in möglichst weiter Entfernung vom Pinkeleimer, war die Wasserkaraffe abgestellt. Ebenfalls aus grünem Plastikmaterial, höher als der Eimer und sehr bauchig. Trank einer von den dreien daraus, legte er sich die Karaffe quer über den Arm und hob den Ellenbogen an, bis das Wasser aus der Öffnung sprudelte. Auf diese Weise musste er den Mund nicht an die Öffnung legen.

Lenz trank nicht von dem Wasser, obwohl ihm vor Hitze und

Durst die Zunge am Gaumen klebte und sein Verstand ihm sagte, dass er trinken musste; er beobachtete nur alles wie gelähmt.

Irgendwann später, als Lenz schon längst nicht mehr wusste, ob der Schweiß, der da an ihm herabrann, mehr von der Hitze oder seiner Angst um Hannah und die Kinder verursacht war, kam der piratengesichtige Nentscho von seiner Matratze gekrochen, kniete sich vor ihm hin und öffnete mit geheimnisvollem Lächeln die rechte Hand. Ein paar Apfelkerne und zuvor durchgekaute und getrocknete Brotkügelchen lagen darin. Als Lenz nicht begriff, was er damit sollte, legte Nentscho einen Finger an den Mund, lächelte noch geheimnisvoller und klappte eine Matratze hoch. Ein in die schon ein wenig morschen Dielen geritztes Mühlespiel wurde sichtbar; Apfelkerne und Brotkügelchen ersetzten die schwarzen und weißen Steine.

Nentscho: »Besser als immer nur denke!«

Er sollte mit ihm Mühle spielen? Jetzt? In dieser Situation? Lenz wollte abwehren, doch der Bulgare wartete erst gar keine Antwort ab, legte ihm die Brotkügelchen in die Hand und setzte den ersten Apfelkern. Und da spielte er, Manfred Lenz, der nicht wusste, wo man seine Frau und seine Kinder hingebracht hatte, keine Stunde nach seiner Verhaftung nackt bis auf die Unterhose in einem dreckigen, stinkigen, schwülheißen Verlies, wie es der Graf von Monte Christo vor seiner Flucht auch nicht schlechter kennen gelernt haben konnte, mit einem anderen Nackten Mühle. Und ein ebenfalls nackter eifersüchtiger Messerstecher sah ihnen zu, während ein nackter Beatles-Fan, der keinen Vater mehr hatte und zur Mutter wollte, die ihn einst im Stich gelassen hatte, damit beschäftigt war, unter einem Türspalt hindurch ein wenig kühlere Luft anzusaugen.

Er verlor jedes Spiel und war froh, als Stojan sich endlich erbarmte und sich zu dem von seinem schwachen Gegner gelang-

weilten Nentscho setzte. Nun durfte er so tun, als studiere er die klugen Spielzüge der beiden Bulgaren, um von ihnen zu lernen, während er sich insgeheim fragte, weshalb er denn jetzt nicht einfach losheulte. Weil er erwachsen war? Sich als Mann erweisen musste? Weil er sich nicht in Selbstmitleid ergehen durfte, sondern zuallererst an Hannah und die Kinder zu denken hatte?

Er sah zu und horchte in sich hinein und musste plötzlich daran denken, wie Kalle Kemnitz und er als Kinder in den Müggelbergen Eidechsen gefangen hatten. Für seinen Küchenzoo. Jedes Mal, wenn er eine davon in der Hand hielt, konnte er fühlen, wie das kleine Herz vor Aufregung raste. Nun hatte eine solch riesige Hand die Kinder, Hannah und ihn ergriffen, schlugen ihre Herzen nicht weniger ängstlich ...

Bilder drängten sich ihm auf, die er nicht aushalten konnte; er schlug die Hände vors Gesicht und überließ sich seinen Gefühlen.

In der Nacht schlief Lenz nur wenige Minuten. Zurück aus diesem kurzen wirren, fieberhaften Schlaf, stieg Übelkeit in ihm hoch, so eng war es zu viert auf zwei Matratzen, so schweißdurchtränkt dünsteten sie vor sich hin, so sehr stank es nach Urin, weil Pepek den Deckel nicht richtig auf den Eimer gelegt hatte. Es juckte ihn plötzlich überall, und er vermutete Flöhe oder Läuse in den Matratzen und begriff, weshalb so rigorose Maßnahmen wie das Scheren von Glatzen hier notwendig waren.

Hellwach startete er zu der Glühbirne über der Tür hoch, die auch in der Nacht nicht ausgeschaltet wurde, lauschte er auf Stojans röchelnden Atem und Nentschos lautes Schnarchen und hielt sich an dem kurzen Gespräch fest, das er am Abend, als sie zum Waschen und zur Toilette geführt wurden, mit dem holun-

derbeeräugigen Schwejk geführt hatte. Wo seine Frau und seine Kinder hingekommen wären, hatte er wissen wollen, und wie lange er noch hier bleiben musste.

Auf die erste Frage hatte der müde blinzelnde Schließer zur Antwort mal wieder nur genickt, die zweite hatte er mit »Sofia« und »Morgen« beantwortet. Das Letzte hatte er sogar auf Deutsch gesagt.

Er hatte noch zweimal nachgefragt, um sicherzugehen, den Mann nicht falsch verstanden zu haben, die Antwort jedoch blieb die Gleiche. Da hatte er zum ersten Mal ein bisschen aufgeatmet. Überall war es besser als hier. Und ganz bestimmt würde er in Sofia erfahren, wo man Hannah, Silke und Micha hingebracht hatte. Jetzt, in der Nacht, den Blick auf die funzelnde Glühbirne gerichtet, rief er sich diese Waschräumezene gebetsmühlenartig immer wieder vor Augen, wie um sich selbst zu bestätigen, dass er den Mann nicht falsch verstanden hatte. Bis er mit einem Mal aufschreckte: Hatte da nicht eben eine Frau geschrien? Aber ja doch, schon wieder! In einer der Nachbarzellen musste eine Frau sein, sie schrie sehr laut – und sie schrie auf Deutsch! »Ich will hier raus!«, tönte es durch den Zellengang. »Ich will hier raus!« Und dann noch einmal, laut aufschluchzend: »Ihr Verbrecher! Lasst mich doch raus!« Und Fäuste polterten gegen eine Zellentür.

Pepék öffnete nur ein Auge. »Jede Nacht.«

Jede Nacht? Die Frau schrie jede Nacht? Dann konnte sie nicht Hannah sein, deren Stimme Lenz ja auch sofort erkannt hätte. Aber wer sagte ihm denn, dass diese Frau nicht Franziska war? Hätte er ihre Stimme ebenfalls gleich erkannt? Und Fränze hatte ja schon seit Tagen im Land sein wollen. Hastig fragte er Pepék, ob er die Frau schon mal gesehen habe. »Vielleicht am Vormittag, während der Freistunde, von der du mir erzählt hast?

Eine große blonde Frau, Mitte dreißig, die Haare kurz geschnitten, fast schon Igel?«

Pepек jedoch hatte die Frau noch nicht gesehen, grinste nur und legte beide Hände auf seine Brust. Ob diese Blonde einen großen Busen hatte?

Lenz antwortete nicht, starrte nur wieder zu der Glühbirne hoch. Wenn diese Deutsche schon länger hier festgehalten wurde, wie konnte er darauf vertrauen, nach nur einem Tag und einer Nacht von hier fortzukommen? Wusste er denn, was der Schwejk verstanden hatte, als er ihn fragte?

Wieder schrie die Frau und diesmal hörte Lenz ihren sächsischen Dialekt heraus. Also war es nicht Fränze; es war eine Frau, die aus ähnlichen Gründen einsaß wie Pepек und er und die genau wie Pepек schon seit vielen Tagen nicht aus diesem Schwitzkasten herausgekommen war. Wie dumm von ihm, diesem Schwejk zu vertrauen; vielleicht hatte der ihn nur beruhigen wollen.

Es stürzte wieder alles über Lenz zusammen, er atmete hastiger und schloss die Augen. Die Frau aber schrie noch öfter. Sie schrie und schrie, sie wolle hier raus, es sei ja alles nur ein Irrtum.

»Irrtum«, flüsterte Pepек das deutsche Wort vor sich hin, das er nur wenige Stunden zuvor schon einmal gehört hatte. Und dann kicherte er leise: »Irrtum! Irrtum – Irrtum! Alles Irrtum!«

Lenz ging dann aber doch auf Transport. Zusammen mit einem anderen Deutschen, einem langen, dünnen Kerl mit ironisch blinzelnden Augen hinter der schon arg verbogenen Nickelbrille, fuhren sie ihn gleich nach der Morgensuppe, die er nicht hinunterbekommen hatte, so fremdartig hatte sie gerochen, zum Bahnhof zurück. Zwei der Männer vom Wachpersonal bestiegen

mit ihnen ein reserviertes Abteil und befahlen ihnen, nicht miteinander zu reden.

Es war ein Bummelzug, der sie nach Sofia bringen sollte. Endlos lange bewegte er sich durch die sonnige Landschaft, an jedem Bahnhof hielt er. Neugierig sahen die Fahrgäste durch die Abteilstfenster zu den beiden Eskortierten hin und Lenz lächelte ihnen öfter mal zu. Sicher hielten all diese verwittert aussehenden bulgarischen Bauern, alten Muttchen und jungen Frauen, die Kinder, abgeschabte Koffer, Körbe oder Säcke mit sich herum-schleppten und oft nur von einem Ort in den nächsten wollten, den Längen und ihn für zwei ganz hart gesottene Verbrecher. Gut, dass die Polizei sie endlich gefasst hatte!

Auch der Lange lächelte freundlich, und einmal versuchte er, Lenz trotz des Redeverbots etwas zuzuflüstern. Wie sie da gleich auffuhren, ihre beiden uniformierten Bewacher, die sich auf der Bahn einen ruhigen Tag machen wollten. »Nix blabla, nix blabla!«, empörte sich der Chef der beiden, ein dickwampiger Polizeihauptmann mit schlauem Bauerngesicht, der unentwegt kuckte, als würde er ihnen all ihre Untaten und Fluchtpläne bereits vom Gesicht ablesen. Es beleidigte ihn offensichtlich, dass seine Anordnung nicht respektiert wurde. Der andere, klein, spitznasig und misstrauisch, stieß ins gleiche Horn; wollte sich bei seinem Vorgesetzten wohl beliebt machen, indem er ständig irgendwelche Drohungen vor sich hin murmelte, ganz egal, ob die beiden, an die sie adressiert waren, ihn verstanden oder nicht.

Später schafften die beiden Gefangenen es aber dennoch, ein Gespräch anzuknüpfen, wenn auch auf sehr kuriose Weise. Der Lange begann damit. Erst summte und sang er eine Zeit lang verträumt *Am Brunnen vor dem Tore* vor sich hin, als wollte er damit seine Langeweile bekämpfen, dann begann er, der Melodie einen eigenen, an Lenz gerichteten Text zu unterlegen: »Mein

Name ist Detlef Dettmers, ich komme aus Berlin ...« Die beiden Beamten, die kein Wort verstanden, blickten sich an, als fragten sie sich, ob dieses Gesumme und Gesinge auch unter »Redeverbot« fiel, zuckten dann aber die Achseln: Sollte er ruhig singen, dieser lange Kerl, wenn es ihm Spaß machte.

Mutig geworden gestaltete der Lange weitere Volkslieder neu und Lenz antwortete auf gleiche Weise. Ihre Begleiter staunten ein bisschen über diese beiden sangesfreudigen Deutschen, anscheinend aber gefiel ihnen ihr Geträller. Von Lied zu Lied lächelten sie milder, wiegen schon mal im Takt die Köpfe oder wippten lustig mit den Füßen.

Bald stellten Lenz und dieser Detlef Dettmers neben ihrer Berliner Herkunft noch weitere Gemeinsamkeiten fest: Dettmers war in der Pankower Johannes-R.-Becher-Straße aufgewachsen, die früher Breite Straße geheißen hatte und in der es eine Entbindungsstation namens Maria Heimsuchung gab, in deren Register auch ein Manfred Lenz verzeichnet war; Dettmers war Philosophiestudent und hatte ein paar Semester in Leipzig »abgerissen« und auch Lenz hatte dort studiert. Belustigt über ihre »komische Oper« und die festgestellten Gemeinsamkeiten grinsten sie einander zu – was für ein Zufall, dass sie ausgerechnet hier zusammentreffen mussten! – und »unterhielten« sich weiter: Der lange Student hatte mit einem gemieteten Motorboot in die Türkei verschwinden wollen, ein bulgarisches Zollboot hatte ihn aufgebracht. Er litt nicht sehr darunter, nahm das Ganze als Abenteuer, hatte weder Frau noch Kind, war gespannt darauf, wie alles weiterging. Fünf Tage hatte er in Burgas zugebracht; fünf Tage, in denen er von nichts anderem als einem frisch gezapften kalten Bier in einem kühlen, abendlichen Biergarten geträumt habe. »Am besten irgendwo am Wannsee.«

Bis in die Sofioter Effektenkammer, in der sie ihre Zivilklei-

derung ablegen mussten und ausgewaschene blaue Schlosseranzüge als Gefangenenkleidung bekamen, trällerten sie einander ihre Botschaften und Geschichten zu, dann wurden sie in verschiedene Zellen eingewiesen und Lenz, wie es schien, drei Tage lang von aller Welt vergessen. Keine einzige Vernehmung, keine Information über den Verbleib von Hannah und den Kindern. Dafür drei Tage und Nächte Mutlosigkeit und Gewissensqualen und immer wieder Herzbeklemmung und Schweißausbrüche und endloses Gequatsche mit Stepan, dem bulligen jungen Sofioter Meisterboxer, der in den Westen hatte fliehen wollen, um Profi zu werden, und den die Schließer trotz seiner vereitelten Fluchtabsichten verehrten wie einen jungen Gott; drei Tage und Nächte das wehleidige Gesicht von Sefik, dem großäugigen jungen Türken, der – schon wieder ein eifersüchtiger Messerheld! – den Liebhaber seiner Frau erstochen hatte und aus Angst vor der Strafverfolgung nach Bulgarien geflohen war. Von morgens bis abends beteuerte er, kein Türke, sondern nur türkischer Jugoslawe zu sein. In der Türkei stehe auf seine Tat die Todesstrafe; würde man ihn nach Jugoslawien ausliefern, bestünde Hoffnung auf lebenslänglich.

Stepan, der ein wenig Türkisch verstand, übersetzte Lenz Sefiks Worte in ein Hände-und-Füße-Deutsch-Russisch-Bulgarisch, glaubte aber nicht, dass dem jungen Türken noch zu helfen war. »Spricht wie Istanbul«, flüsterte er Lenz einmal zu.

Sefik war gleich nach seiner Ankunft in Sofia eine Glatze geschoren worden, Stepan hatte sein rabenschwarzes, dichtes, leicht lockiges Haar behalten dürfen. Wegen seiner Landesmeisterwürden, wie er vermutete. Lenz befürchtete, ebenfalls bald unter Schere und Rasierapparat zu geraten; als man ihn zum »Friseur« führte, erhielt er aber nur eine Nassrasur. Eine Schonbehandlung, die auch seine beiden Mitgefangenen verwunderte.

War Lenz ebenfalls eine bekannte Persönlichkeit? Wollte er ihnen das nur nicht verraten?

Es war wieder nur eine Zweierzelle, in der sie zu dritt lagen, und sie war noch ein wenig schmaler und kürzer als die in Burgas. Doch waren sie hier in keinem muffig-feuchten Kellerverlies untergebracht, sondern im ersten Stock eines Neubaus mitten in der Stadt. So war es zwar heiß und stickig, aber nicht ganz so schwül in dem engen Raum, obwohl es wiederum kein Fenster gab. Eine Luftklappe über der Tür sollte den Luftaustausch besorgen. Hinter der Tür lag ein Flur mit zugehängten Fenstern zur Straße hin; abends wurden die Fenster kurz geöffnet, um Frischluft in den Flur und durch die Luftklappe auch in die Zellen dringen zu lassen. Gleich über der Luftklappe funzelte auch hier bei Tag und Nacht eine schwache Glühbirne.

Die beiden Matratzen, von denen sie nicht runterkamen, weil es keinerlei Möglichkeit gab, die Beine zu vertreten, bedeckten ein etwa vierzig Zentimeter hohes, knapp zwei Meter breites und ebenso langes Holzpodest. Es füllte die Zelle in ihrer ganzen Breite aus; allein zwischen Podest und Tür blieb ein schmaler Streifen Holzfußboden frei. Links neben der Tür stand der Pinkeleimer, rechts die große, grüne, bauchige Plastikkaraffe mit Wasser.

Eine Karnickelbucht! Nur wenn sie in den Waschraum oder zur Toilette geführt wurden oder es zur zwanzigminütigen Freistunde aufs Dach des fünfstöckigen Untersuchungsgefängnisses ging, machte es einen Sinn, sich von den Matratzen zu erheben. Wie siamesische Drillinge lagen sie von morgens bis abends und auch in der Nacht nebeneinander.

Gab es etwas zu essen – morgens graues, bröckliges Brot für den ganzen Tag, mittags eine dünne, rötliche Suppe, in der stets nur sehr wenig, aber dafür umso fetteres Fleisch schwamm –,

stellten sie die Füße auf den schmalen Streifen Fußboden und kauten und löffelten, und Sefik schmatzte so gierig, als wollte er sich selbst beweisen, dass er noch am Leben war. Musste einer von ihnen wegen größerer Geschäfte tagsüber aufs Klo, klopfte er an die Zellentür. Hatte man Glück, war einer der schläfrig-phlegmatischen Schließer gerade im Flur unterwegs und man wurde von ihm und einem seiner Kollegen zur Toilette geführt. Wieder ein Hockklo, wieder eine, diesmal stark nach Desinfektionsmittel stinkende Pissrinne. Hatte man Pech und wurde nicht gehört, blieb man mit sich und seiner Not allein. Das brachte Lenz einmal dazu, laut zu werden. Wütend hämmerte er gegen die Tür – »Tualet! Tualet!« –, bis die Schließer zu dritt herangestürmt kamen, die Tür aufrissen, ihn in die Zelle zurückstießen und zornig beschimpften. Zur Toilette brachten sie ihn an diesem Tag nicht.

Außerhalb der Zellen, gleich neben den Türen, waren kleine Fächer in die Wand eingelassen. In denen lag, was die Untersuchungsgefangenen an Besitz bei sich haben durften: Zahnbürste, Zahncreme, Seife, Zigaretten und – falls notwendig – die Brille. An den Zigaretten bedienten sich die Schließer nach Lust und Laune; wurden sie darauf angesprochen, lachten sie oder wurden böse. Sie klauten auch in der Effektenkammer. Und klauten sie nicht, ließen sie sich beschenken. Wer sich bei ihnen einschmeichelte, wurde ein wenig kulanter behandelt.

Drei Tage, die nicht vergehen wollten, drei Nächte, in denen Lenz keinen Schlaf fand. Und schlief er doch für kurze Zeit ein, träumte er von Hannah und den Kindern, erlebte mit ihnen die furchtbarsten Situationen, wollte ihnen helfen und konnte es nicht. Dann schrak er auf, sein Puls jagte, die Stirn war heiß. Nur gut, dass es Stepan gab. Der Sofioter Meisterboxer nahm seine Götterrolle hin wie ein ihm zustehendes Geschenk, spielte

aber nicht den Star, zu dem die Schließer ihn machten, sondern sah es als seine Aufgabe an, seinen beiden ausländischen Mitgefangenen ein guter Gastgeber zu sein. Immer wieder versuchte er, sie aufzurichten. Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird, diesen Spruch kannte man auch in Bulgarien. Und tatsächlich, Stepans Solidarität tröstete. Ob das nun die süßen bulgarischen Kekse waren, die Stepans Mutter über die Schließer in die Zelle schickte, seine Zigaretten oder die Zahncreme, die Lenz sich in Ermangelung einer Zahnbürste auf den Zeigefinger schmierte – was Stepan gehörte, gehörte auch Lenz. Ein Glücksfall für ihn, der wie ein nackter Mann hier eingeliefert worden war.

Von Stepan erfuhr Lenz, dass Nicken in Bulgarien Nein und Kopfschütteln Ja bedeute und dass Boxen der Sport sei, der am meisten zur Lebentüchtigkeit erziehe. Einfach, weil man damit Reaktionsschnelligkeit trainiere. Als er erwischt wurde, sei er ja schon so gut wie in der Türkei gewesen, beteuerte Stepan immer wieder. Wäre er nur ein wenig schneller gelaufen, würde er jetzt um Dollars kämpfen. Allein seine verfluchte Trainingsfaulheit sei schuld daran, dass er jetzt hier einsaß.

Worte, die Lenz an Pepek erinnerten. Stimmt denn mit ihm, Lenz, etwas nicht? Stepan und Pepek gaben sich selbst die Schuld an ihrer Inhaftierung, er aber, Manfred Lenz, hielt sich nach wie vor für unschuldig. Reagierte er nur deshalb so, weil er Angst vor dem hatte, was nun auf Hannah, die Kinder und ihn zukommen würde? War es die Scham, seinen Kindern einen solchen Schmerz angetan zu haben, die ihn davor zurückscheuen ließ, sich die Wahrheit einzugestehen? – Aber Pepek und Stepan waren beim Grenzübertritt festgenommen worden, auf frischer Tat, wie es so schön hieß; Hannah, die Kinder und er hatten die Grenze noch nicht einmal von fern gesehen. Was hätte da nicht

noch alles geschehen können! Ohne Leiche kein Mord – ohne Grenze keine Flucht! Durfte man sie denn für etwas bestrafen, was sie noch gar nicht getan hatten?

Am Nachmittag des vierten Tages wurde Lenz dann endlich zur Vernehmung geholt.

Es geschah wie nebenbei. Der Schließer mit dem schiefen Gesicht, der sich so oft von Stepan Zigaretten schenken ließ, stand in der Tür, scherzte unterwürfig mit dem Meisterboxer und winkte schließlich Lenz heraus: »Chef!«

Alle Vernehmer wurden »Chef« gerufen. In den Tagen zuvor hatte Lenz immer wieder darum gebeten, ihn doch endlich zu seinem »Chef« zu bringen, und dazu Handbewegungen gemacht, die »Sprechen« bedeuten sollten. Doch hatte er dafür nur unwillige Blicke geerntet. Wann die Vernehmer die Untersuchungsgefangenen zu sich bestellten, bestimmten ganz allein sie. Und waren sie, die Schließer, etwa dazu da, die Wünsche der Häftlinge weiterzuvermitteln?

Lenz hätte froh sein müssen, dass die Zeit der Ungewissheit vorüber war. Durch die Plötzlichkeit jedoch, mit der er gerufen wurde, fühlte er sich nicht erlöst, sondern überrumpelt. Auf seiner Matratze liegend, hatte er sich immer wieder aufgesagt, was er auf all die Fragen, die man ihm stellen würde, antworten wollte – in diesem Augenblick war alles weg.

Das Schiefgesicht führte ihn in einen kleinen, mit allerlei Möbeln voll gestellten Büroraum. Das Büro einer altmodischen Spedition hätte so aussehen können. Überall Akten, hinter Glas ein bisschen privater Nippes, auf dem Fußboden ein schon ziemlich abgetretener, bunter Teppich, hinter dem Schreibtisch ein hoch gewachsener, dunkelhaariger Mann, der seine Zigarette in einer Zigarettenspitze stecken hatte. Mit der einen Hand wedelte er

das Schiefgesicht fort, mit der anderen wies er Lenz an, auf dem sehr weit von ihm entfernt stehenden Hocker Platz zu nehmen. Danach blätterte er genüsslich rauchend in einer Akte.

Gelegenheit für Lenz, ihn zu studieren. Er registrierte einen abgetragenen braunen Straßenanzug, der bewies, dass sein Träger auf Äußerlichkeiten nicht viel Wert legte, ein paar intelligente Augen und einen dichten Schnurrbart, an dem ab und zu gekratzt wurde, weshalb immer ein paar Härchen hoch standen, was dem schmalen Kopf etwas Katerhaftes verlieh. Auf fünfunddreißig bis vierzig schätzte er sein Gegenüber; es machte auf ihn einen ganz vernünftigen Eindruck.

Er sei Untersuchungsrichter der bulgarischen Staatssicherheit und habe in Berlin studiert, begann der Chef das Gespräch, nachdem er die Akte ein bisschen von sich fortgeschoben hatte, also könnten sie Deutsch miteinander reden. Zuerst müssten sie allerdings die Personalien aufnehmen.

Höflich befragte er Lenz nach seinen Daten und trug jede Antwort bestätigend nickend, als habe er das alles schon vorher gewusst, in ein umfangreiches Formular ein. Als er damit fertig war, lehnte er sich zufrieden seufzend in seinen Stuhl zurück, musterte Lenz lange und wollte schließlich wissen, ob er irgendwelche Beschwerden vorzubringen habe. Jetzt sei dazu Gelegenheit.

»Ich möchte wissen, wo meine Frau und meine Kinder sind.«

»Die sind gut untergebracht. Es ist ihnen nichts passiert.«

»Und wo?«

»In einem Hotel. Erst in Burgas, jetzt in Sofia. Morgen werden sie nach Berlin zurückgebracht.«

Neuigkeiten, die Lenz erst verarbeiten musste. »Und was passiert dort mit ihnen?«

»Das ist nicht unsere Sache.« Der große, schlanke, gemütliche

Kater drückte seine Zigarette aus, stand auf, trat ans Fenster und streckte sich. Es sah aus, als ermüdeten ihn all diese unerfreulichen Alltagsgeschäfte. Als er sich Lenz wieder zuwandte, blickte er fast ein wenig unwillig. »Manfred! – Ich darf doch Manfred zu Ihnen sagen? Ich weiß, in Berlin hängt man immer ein e an den Namen, Fritze, Paule, Karle ...«

»Bei Manfred sagt man nur Manne.«

»Also schön: Manne! Sie haben sich da was eingebrockt – nun müssen Sie es auch auslöffeln, Sie und Ihre ganze Familie!«

»Aber was wird uns denn überhaupt vorgeworfen? Wir waren ja gerade erst angekommen.«

»Wissen Sie das wirklich nicht?« Der Kater lächelte traurig, wanderte hinter seinen Schreibtisch zurück, schob sich eine neue Zigarette in die Spitze und begann mit dem Verhör. Anfangs interessierten ihn nur Einzelheiten – wo die Reisepapiere erstanden, wann und wo den Zug bestiegen, wie lange Aufenthalt in Bukarest –, später warf er Lenz vor, mit der Absicht in die Volksrepublik Bulgarien eingereist zu sein, die bulgarische Gastfreundschaft zur Flucht in den kapitalistischen Westen zu missbrauchen.

Nein, antwortete Lenz, nein, seine Frau, die Kinder und er hätten nur Ferien machen wollen, weiter nichts.

»Ach, Manne! Wozu lügen? Wir haben Beweise.«

»Und welche?«

»Die westdeutschen Pässe. Mit Ihren Fotos drin, ausgestellt auf Ihre Namen.«

Wenn sie die Pässe hatten, hatten sie auch Franziska und wussten von ihren Plänen. Doch was bewies das schon? Hatte man Hannah, die Kinder und ihn etwa an der Grenze festgenommen? Lenz rückte auf seinem Hocker vor und gab zu, dass seine Frau und er mit dem Gedanken gespielt hätten, über Bulgarien

in die Türkei auszureisen. »Meine Schwägerin wollte uns dabei helfen. Aber entschieden – endgültig entschieden – war noch nichts. Die Pässe wurden ja schon vor Wochen ausgestellt. Als wir in Burgas ankamen, hatten wir alle Fluchtabsichten längst aufgegeben.«

Keine hundertprozentige Lüge. Erst in Sosopol, dem Ferienort, für den sie die Reise gebucht hatten, wollten sie sich endgültig entscheiden – nachdem sie sich die von Fränze mitgebrachten Pässe angesehen hatten. So weit war es aber überhaupt nicht gekommen. Also: Keine Leiche, kein Mord!

»Na, das können Sie dann ja alles Ihren Behörden erzählen.« Mit eher gleichgültigem Gesicht machte er sich Notizen, dieser freundliche Vernehmer, und da wagte Lenz die Frage nach Fränze. »Was ist denn mit meiner Schwägerin geschehen?«

»Sie meinen Franziska Möller?«

»Ja.«

»Wir haben sie verhaftet. Gleich bei der Einreise. Sie wird ebenfalls zur Rechenschaft gezogen.«

»Hier – oder in Berlin?«

»Das werden unsere Gerichte entscheiden.«

Wenn sie Fränze bereits bei der Einreise verhaftet hatten, mussten sie an der Grenze schon auf sie gewartet haben ... Oder sie hatte die Pässe nicht gut genug versteckt, sie waren gefunden und ihr Plan aus ihr herausgekitzelt worden ...

Der Kater schnippte die Asche von seiner Zigarette. »Weshalb haben Sie denn, wie Sie sagen, von Ihrem Plan Abstand genommen? Hatten Sie noch rechtzeitig erkannt, in einem sozialistischen Land besser aufgehoben zu sein?«

Nein, einen solchen Schmus brachte Lenz nicht über die Lippen, egal, ob er sich damit schadete oder nicht. »Wir hatten Angst bekommen. Wegen der Kinder.« Verdammt noch mal!

Man konnte sie doch nicht verurteilen für eine Tat, die sie noch gar nicht begangen hatten. Sie hätten es sich doch tatsächlich noch anders überlegen können.

»Manne, Manne, Manne! Gestatten Sie, dass ich mich wundere. Wie kommt es, dass ausgerechnet einer wie Sie seinem Land den Rücken kehren wollte? Sie haben doch Karriere gemacht, haben studiert, sind ins Ausland geschickt worden ... Indien, Indonesien, Nordafrika. Wer kommt da schon hin? Was hatten denn gerade Sie für Gründe, Ihre Heimat zu verlassen?«

Eine Frage, die Lenz so beantworten musste, wie es zwischen Hannah und ihm verabredet war. Er erzählte, wie seine Frau als Sechzehnjährige mit Vater und Stiefmutter von Frankfurt am Main nach OstBerlin gezogen war, damals noch in der Hoffnung, dass sie, falls es ihr dort nicht gefiel, jeden Tag zu ihren älteren Geschwistern in den Westen heimkehren konnte. Wie dann über Nacht die Mauer gebaut worden war und Jahre später ihr Bruder starb und sie nicht zur Beerdigung fahren durfte. Wie aber ihre Eltern, inzwischen Rentner, fahren durften und nicht wieder in die DDR zurückkehrten und sie von da an als einziges Familienmitglied im Ostteil des Landes lebte. »Na ja, und da wollte ihre Schwester eben helfen.«

Neugieriges Stirnrunzeln. »Wieso ist denn Ihr Schwiegervater aus der Bundesrepublik in die DDR übergesiedelt?«

Eine Frage, die Lenz erwartet hatte. »Nicht ganz freiwillig«, antwortete er nur. »Eine Korruptionsgeschichte.«

»Und als er zurückkehrte, war die Sache verjährt?«

»Ja.«

Stoff zum Nachdenken. Trommelnde Finger auf der Schreibtischplatte. »Ihre Frau kann ich verstehen«, kam es dann. »Auch bei uns heißt es, Blut ist dicker als Wasser. Aber was ist mit Ihnen, Manne? Haben Sie keine Familie?«

»Nein.«

»Sie haben niemanden mehr?«

»Nein.« Wozu sollte er diesem menschenfreundlichen Vernehmer von Robert erzählen; kann ein Bruder für den anderen leben?

»Also wollten Sie nur Ihrer Frau zuliebe die DDR verlassen?«

»Nein. Da gab es mehrere Gründe. Letztendlich aber hatten wir von unserem Vorhaben Abstand genommen.« Er musste vorsichtig sein, durfte nicht zu viel sagen; was er hier antwortete, würden sie ihm zu Hause vorhalten.

Der Kater sah ihn lange an, dann brachte er mal wieder sein Schnurrbärtchen durcheinander. »Sie haben ein ehrliches Gesicht, Manne. Wieso lässt einer wie Sie sich auf falsche Pässe ein?«

»Es waren echte Pässe, keine Fälschungen.« Lenz musste grinsen.

Auch der Schnurrbart zog sich in die Breite. »Was an Ihrem Fall echt und wahr ist und was nicht, darüber werden andere entscheiden.«

Wie lange er denn noch hier bleiben müsse, wollte Lenz da nur noch wissen.

»Eine Woche, zwei oder drei – wer weiß? Auf jeden Fall werden wir uns in dieser Zeit noch ein paar Mal sehen.«

Lenz empfand diese Worte nicht als Drohung, sondern als Versprechen.